

WALTER KASPER, *Einführung in den Glauben*. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1972. 176 S., 19.80 DM.

Dieses handliche Bändchen des bekannten Tübinger Dogmatikers geht in seiner Substanz zurück auf eine Vorlesungsreihe, die zweimal, das erste Mal im Sommersemester 1970 in Münster das zweite Mal im Sommersemester 1971 in Tübingen, vor einer auf den ersten Blick recht heterogen erscheinenden Zuhörerschaft gehalten wurde. Die Vorlesungen dienten einmal dem Kontaktstudium von Seelsorgspriestern und Religionslehrern, zum anderen als Einführungskurs für theologische Studienanfänger. Zweck der Vorlesungen war es, „Orientierung“ zu bieten, „innerhalb der Umorientierung gegenwärtiger Theologie“ (Vorwort). Der Versuch erbrachte nach des Autors eigenem Urteil die doppelte Erfahrung: daß der Wunsch nach solcher Orientierung bei Studienanfängern und bei Seelsorgspraktikern groß ist (offenbar weil auch bei letzteren die Vielfalt an theologischen, weltanschaulichen und ideologisch-politischen Meinungen und nicht zuletzt die eigene Praxis die Durchsichtigkeit der Grundlagen getrübt haben) und daß trotz aller defaitistischen Unmutsäußerungen „heutige Theologie, wo sie seriös betrieben wird“, nicht Verwirrung stiftet, sondern die „Hoffnungsdimension des Glaubens neu befördern kann. Die zehnte Kapitel von Kaspers Einführung, die im wesentlichen auf drei Fragestellungen konzentriert ist (Gottesfrage, biblische Christologie, Glaubensbegründung und Glaubensvollzug in der Kirche), bieten nicht nur einen knappen Durchblick durch die theologischen Grundfragen, sondern versuchen zugleich, voll und ganz den heutigen Denkhorizont zu reflektieren, und das heißt für ihn, auch den Vereinseitigungen gegenwärtiger theologischer Strömungen (politische, heilsgeschichtliche, existentielle Theologie) nachzugehen, ihre positiven Anliegen sichtbar zu machen, Verkürzungen aufzudecken und das, was sich als tragend erweist, zu assimilieren. Daß er dabei kein mehr oder weniger fades Vermittlungsgeschäft im Sinn hat, zeigt nicht nur die Verständlichkeit und Direktheit seiner theologischen Sprachführung, sondern die souverän gehandhabte Kunst, komplizierte Denkgehäuse so aufzuschlüsseln, daß der Leser damit arbeiten kann. Nicht jede Passage überzeugt restlos. Das Kapitel über die Auferstehung (57—61), als dem eigentlich glaubenstiftenden Offenbarungsvorgang ist erstaunlich kurz geraten. Kann man Sinn wirklich als „das Heil- und Ganzsein des Menschen in und mit seiner Welt“ (32) bezeichnen? Kann Glaube an Gott wirklich nur im Modus der Hoffnung verantwortet werden, wie Kasper bei aller energischen Rückweisung totalitär anmutender Hoffnungsentwürfe anzunehmen scheint (41)? Doch die Einführung als ganze ist eine Frucht theologisch-geistlicher Unterscheidung, wie man sie in der theologischen Literatur der Gegenwart kaum findet. Sie leistet dem Studierenden, dem

Geistlichen und dem Orientierung suchenden Laien gleich gute Hilfe.

WILLEM A. VISSER 'T HOOFT, *Die Welt war meine Gemeinde*. Autobiographie. R. Piper & Co Verlag, München 1972. 453 S., Lw. 34.— DM.

Die gut geschriebene, humorige und spannende Erzählung seines Lebens erweist den stolzen Titel als treffend. Es ist weithin „kein Ich-Buch“. Dem Architekten der Ökumenischen Bewegung wurde eine glückhafte Führung zuteil. Sie zeigt die Kristallisation allgemeiner Tendenzen in seiner charismatischen Person. Schon auf dem Weg zum Generalsekretär des Weltbundes christlicher Studenten begegnen ihm in allen Kontinenten die Gefährten und Pioniere von morgen, Theologen, Kirchenführer, Laien. Ein dichter werdendes Netz von Freundschaften verknötet sich auf den Weltkonferenzen von Life and Work und Faith and Order allmählich zur „lebendigen Tradition“ eines Weltrates der Kirchen. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs erzwingt eine Denkpause, doch ein Drittel des Buches umfaßt die oft unheimliche Aktivität des Autors als Koordinator kirchlicher und politischer Nachrichtendienste zum Widerstand gegen das satanische Regime, das er stets vom deutschen Volk unterschied. Weitsichtig und clever, gläubig und diplomatisch bereitet er beizeiten die Versöhnung nach Kriegsende vor. Doch der Optimismus dieser Kirchenmänner, das politische Chaos bändigen zu können, wirkt heute fast archaisch. Die Länge dieses sehr unterhaltenden Teiles schadet hernach den theologischen Nuancierungen der großen Etappen Amsterdam, Evanston, Neu-Delhi. So wird eine Schwäche des Unternehmens verdeckt: es ist leichter, ein Netz von Freundschaften wie einen Orden zu pflegen, als dann die schwerfälligen Institutionen und Traditionen zu einer Einheit zu integrieren, die nicht „Superkirche“ wird. Die gelingende Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche wird genau erzählt, doch die Probleme, die in der „Gemeinsamen Arbeitsgruppe“ auftauchen, verschwimmen. Klug wahrt der Autor hier seine Grenzen, vielleicht auch die des ÖRK. Eine Korrektur zur Entstehung der ökumenischen Instructio des Hl. Offiziums vom Dezember 1949 (S. 385): sie resultierte nicht nur aus der Pariser Konferenz mit Y. Congar in der „Istina“, sondern wurde noch mehr vom Paderborner Theologenkreis angeregt. Man liest das große Buch mit Staunen. Bedeutende Gestalten der Ökumene werden darin lebendig. Visser 't Hooft wollte eine Dankesschuld abtragen. Nur wird in dieser Perspektive, so möchte man fast meinen, der Ökumenische Rat jetzt vollends zum Problem. Ist er, unter einmaligen Umständen geschaffen, nicht eher eine menschliche Improvisation aus Glauben als eine „ekklesiale Wirklichkeit“?

## Zeitschriftenschau

### Theologie und Religion

JANNARAS, Christos. *Dogma und Verkündigung im orthodoxen Verständnis*. In: Ostkirchliche Studien Heft 2/3 (September 1972) S. 132—140.

Um die Beziehung zwischen Dogma und Verkündigung in der orthodoxen Kirche zu bestimmen, fragt der Autor in Teil I und II nach der Bedeutung beider Begriffe sowie in

Teil III nach der „Art und Weise“, in der Dogma wie Verkündigung in der orthodoxen Kirche „erfaßt und erlebt“ werden. In der orthodoxen Theologie bedeute Dogma nicht eine Theoretisierung der Wahrheit in abstrakten Begriffen, über die man spricht, sondern die „Erfahrung der Wahrheit inmitten der Kirche“, und zwar als „Anteilnahme an dem Ereignis der Erlösung“. Durch diesen sog. Apophasismus unterscheidet sich die orthodoxe Überlieferung in spezifischer Weise von jeder anderen theologischen Tradition. Von daher, so führt Jannaras in

Teil II aus, wurde Verkündigung stets als Offenbarung und Offenbarung als das „In-Erscheinung-Bringen eines Ereignisses“ verstanden, das die gute Nachricht von der Erlösung bringe. Verkündigung sei nicht ein „Wort über Gott, sondern sie ist das Wort Gottes, die Person des menschengewordenen Logos, dessen gottmenschliche Existenz als dessen Leib der Kirche“. Die Verkündigung der Kirche aber sei „das Werk ihres Vollzugs und ihrer Erscheinung, d. h. die Eucharistie“. Teil III entwickelt die „Verbindung von Dogma und Verkündigung in der Eucharistie“.

SPLETT, Jörg. *Deus datus. Über Trans-Immanenz als Freiheitsverhältnis.* In: *Theologie und Philosophie* Jhg. 47 Heft 3 (3. Quartal 1972) S. 321—340.

Splett sucht hier die von Nikolaus von Cues statuierte Relationsontologie und das traditionelle Analogiedenken in ihrem gemeinsamen Anliegen, die Schöpfung als Trans-Immanenz Gottes „in/über“ seinem Geschöpf zu denken, in ein Gespräch miteinander zu bringen. Der Autor skizziert zunächst kurz die „Grundstruktur relationaler Ontologie“. Das „Geschöpf ist nicht Gott, sondern seine Gabe, aber indem Gott diese Gabe wirklich gibt, gibt er darin sein Geben, im Geben sein Gebendsein, sich als Gebenden und so sich selbst“. Anschließend stellt er die Analogie als Entsprechung dar und die Entsprechung als dialogisches Freiheitsgeschehen. In Teil III entwickelt er die ontologische Differenz als Moment des dialogischen Schöpfungsbezuges, nämlich Sein als „Gegebenwerden/Sichgeben“ des Seienden. Dies sei aber nur möglich zwischen zwei Freiheiten. Gabe und Sichgeben stellen „die Wahrheit und Wirklichkeit des anderen dar (bei übergreifender Priorität des Sichgebenden)“. Geschöpf ist also nach ihm das Sichgeben des Gebers in Differenz-Identität.

WERBICK, Jürgen. *Heil und Heilung.* In: *Kerygma und Dogma* Jhg. 18 Heft 3 (Juli—September 1972) S. 215—246.

Diese kritische Auseinandersetzung der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre mit den säkularisierten Heilsideologien wurde vor dem Ökumenischen Institut der Katholisch-Theologischen Fakultät München vorgetragen. These: Die Möglichkeiten, glauben zu können wie die Möglichkeiten der Theologie, von Heil, Gott, Schuld usw. zureichend begrifflich zu sprechen, sind gesellschaftlich vermittelt, insofern die gesellschaftlichen Strukturen ein Zu-Wort-Kommen des Evangeliums zulassen. Die Dialogsituation kann verzerrt werden durch die irrationale Organisation partikularer Interessen und Herrschaftsansprüche. Mit *K. Rahner* heißt es, der Glaube könne sich aktuell nicht als wahr erweisen, wenn er von diesen Bedingungen des Wahrseinkönnens abstrahiert. Die pastorale Auseinandersetzung mit den modernen Emanzipationsideologien ist ein beachtlicher Diskussionsbeitrag zu offengebliebenen Fragen der Leuenberger Konkordie. Das gilt auch für den Beitrag von Joachim *Staedtke* „Die Lehre von der Königsherrschaft Christi und den zwei Reichen bei Calvin“ (S. 202—214).

## Philosophie und Anthropologie

BÜCHNER, Franz. *Embryonale Entwicklung und Menschwerdung.* In: *Communio Internationale katholische Zeitschrift* Heft 5 (September/Oktober 1972) S. 443—458.

Büchner, emeritierter Professor der Pathologie und Leiter der Forschungsstelle für Pathologie an der Universität Freiburg, fragt in diesem Beitrag nach der Bedeutung, welche den neueren Erkenntnissen über die Embryonalentwicklung bei normalem und gestörtem Stoffwechsel „für eine naturphilosophische Aussage über das Lebendige“ zukommt. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß der von *N. Hartmann* „klar erkannte, aber verabsolutierte ‚Prozeß‘ durch ein Phänomen überwölbt ist“, in dem nicht der Prozeß, sondern die Form entscheidet. Dieses Formelement sieht Büchner darin, daß in den Nervenzellen des Menschen der DNS-Bestand von der Geburt bis zum Tod konstant bleibt (d. h., daß keine DNS-Verdopplungen mehr ablaufen). Die „moderne

Molekulargenetik und Chromosomenpathologie hätten damit Erscheinungen des Lebendigen in den Blick“ gebracht, die „einen Primat der Form bedeuten“. Dies sei insofern keine Rückkehr zu Aristoteles, als er zwar — mit ihm — das entelechiale Prinzip anerkennt, aber — entgegen dessen Auffassung — es nicht als immaterielles Prinzip versteht, sondern als etwas, was „dem stofflichen Aufbau des Organischen in der Molekularstruktur des DNS immanent“ sei.

SCHULTZE, Harald. *Überlegungen zu einer zukunftsorientierten Ethik.* In: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* Jhg. 16 Heft 5 (September 1972) S. 257—273.

Dieser bemerkenswerte Versuch, die Ethik nicht von statischen Normen, sondern „aus einem neuen Verständnis der Exodusstruktur des christlichen Lebens“ in Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Prognostik der Gesellschaft von morgen zu entwerfen, damit im Planungsbereich die Menschlichkeit und ihre Tugenden (!) erhalten bleiben, kommt rechtzeitig. Er trägt auch der Tatsache Rechnung, daß die Christenheit eine Minderheit darstellt und sich den Aufgaben zuwenden muß, die der Welt überhaupt zum Überleben gestellt sind. Innerhalb dieser Aufgaben muß sie dem Dienst der Versöhnung verpflichtet sein und den status quo zurückstellen. Sie muß sagen können, was an den Planungen inhuman ist. Dennoch wirkt der Satz fast traditionell, es sei „auf-fallend, daß die klassischen sieben Tugenden des Mittelalters . . . auch für die gegenwärtigen Überlegungen exemplarische Bedeutung behalten haben“.

SPAEMANN, Robert. *La Moral provisoire de Descartes.* In: *Archives de Philosophie* Bd. 35 Heft 3 (Juli/September 1972) S. 353—367.

Spaemann legt zunächst die drei Maximen der sog. vorläufigen *Moral Descartes'* dar. Die Berechtigung einer solch vorläufigen *Moral* liege darin, daß wir in unserem Handeln nicht solange warten könnten, bis dieses wissenschaftlich genau erforscht, analysiert und in seinen Komponenten durchleuchtet sei. Die *Moral*, die man sich daher vorläufig mache, hat nach Descartes drei Maximen. Die erste betrifft den Inhalt der *Moral*. Mangels einer wissenschaftlichen Begründung unseres Verhaltens will Descartes sein Urteil suspendieren und an seine Stelle drei Normen setzen: die Gesetze des Landes, die ererbte Religion und die Ansichten der vernünftigsten Menschen unter denen, mit denen man leben müsse. Nach der zweiten *Maxime* soll man in seinem Handeln so fest und entschlossen wie nur möglich sein, und wenn man sich einmal dazu entschlossen habe, nicht weniger konstant den zweifelhaftesten Ansichten so folgen, als wenn sie sehr sicher seien, und solange, als wir nichts mit größerer Gewißheit wissen. Seine dritte *Maxime* lautet, man müsse sich stets darum bemühen, eher sich selbst als das Schicksal zu besiegen und seine eigenen Wünsche in den Grenzen der menschlichen Natur halten. Diese drei Maximen seien als Ergebnis der Diskussion über den *Probabilismus* im 16. Jahrhundert anzusehen.

## Kultur und Gesellschaft

FREUND, Julien. *La Violence des Suralimentés.* In: *Zeitschrift für Politik* Jhg. 19 Heft 3 (September 1972) S. 178—205.

Der Autor bemüht sich um eine Klarstellung, inwieweit sich die heute überall zu beobachtende Gewaltanwendung von ähnlichen

Symptomen in anderen Epochen der Geschichte unterscheidet. Heute gelte Gewalt längst nicht mehr als ultima ratio zur Überwindung tödlicher Krisen, als ein „heilsames Übel“, sondern werde legitimiert, ja sogar verherrlicht. Die revolutionäre Gewalt, die mit dem Versprechen der Schaffung einer neuen, menschenwürdigen Ordnung antritt, die von Ideologen gepredigt und organisierte Gewalt, beruht nach Auffassung Freunds auf einer Negation, bei der „die im Laufe der Geschichte sich durchhaltende Identität der menschlichen Natur“ gezeugnet wird. Die Vorstellung, man könne durch einen kollektiven Gewaltakt den „neuen Menschen“ schaffen, nennt der Autor „einen Rückfall in magisches Denken“. Den Versuch der Propagandisten von Gewaltanwendung, ihre eigene Tat als Gegengewalt zu dem durch die Gesetzgebung ausgeübten, als Gewalt bezeichneten Zwang hinzustellen, nennt er eine geschickte Tarnung.

MÉNUDIÉRIER, Henri. *L'image de l'Allemagne à la télévision française.* In: *Études* Heft 10 (Oktober 1972) S. 423 bis 445.

In diesem Beitrag, der sich auf eine eingehende Analyse des französischen Fernsehens im Jahre 1971 und in der ersten Hälfte des Jahres 1972 bezieht, wird detailliert dargestellt, welches Bild von Deutschland im Untersuchungszeitraum in diesem von Strukturkrisen und Skandalen ohnehin erschütterten Medium geboten wird. Sämtliche Sendungen wurden erfaßt, in Kategorien aufgeteilt und nach Aussagewert und Tendenz hin beurteilt. Die Hauptergebnisse: das Fernsehen erweist sich als fixiert (zu viele Filme über den Zweiten Weltkrieg), anachronistisch (Beharren auf vergangenen Werten der deutschen Kultur) und lückenhaft (unzureichende Berücksichtigung aktueller Probleme). Der Autor kommt zu dem Schluß, daß diese Bilanz fast zehn Jahre nach Unterzeichnung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages zu denken geben müsse. Auch im Hinblick auf eine europäische Einigung sei es gefährlich, wenn das Bild eines nazistischen Deutschland voller Tabus, Klischees und Stereotype in Frankreich vorherrschend bleibe.

WEINITSCHKE, Ludwig Ernst. *Kinder am Instrument.* Aktuelle Bemerkungen zu einem altmodischen Thema. In: *Frankfurter Hefte* Jhg. 27 Heft 10 (Oktober 1972) S. 737—743.

Die Frage nach der Hausmusik und nach dem heutigen Stand der Instrumentalerziehung von Kindern und Jugendlichen gewinnt angesichts des ständig wachsenden „musikalischen Kontaktes“ und der an die Qualität der technischen Wiedergabe gesetzten Ansprüche immer mehr an Bedeutung. Nicht nur die Musikberufe nehmen ständig ab, sondern auch die Qualität herausragender Leistungen von Amateuren. Die deutsche Instrumentalität kann mit der ausländischen heute nicht mehr konkurrieren. Zwar soll dies nach Weinitshkes Meinung nicht zu gezielten Bemühungen um einen „Nationalismus in der Kunst“ verleiten, doch weist er auf die Abhängigkeiten von Spitzenleistung und Breitenwirkung hin. Der Wechsel in der Instrumentenrangfolge macht im Laufe der Zeit interessante Trends sichtbar, die von Idolen und elterlicher Einflußnahme geprägt sind. In den beiden abschließenden Kapiteln wird die entscheidende Frage nach Wert und Sinn und nach der ästhetischen Dimension gestellt, wobei Spiel, Phantasie, Lockerung von Verkrampfung, Zugang zum Unterbewußten, Geduld und innerer Halt näher untersucht werden.